

Ludwig Hasler

Das Recht auf Unglück – oder: Irren macht menschlich

„Hätte ich als Teenager keine Pickel gehabt“, sagt Harald Schmidt, der Talkmaster, „so hätte ich keine Witze reißen müssen.“ Mit makelloser Haut hätte er sich nicht speziell anstrengen müssen, um bei Mädchen Glück zu haben. Erst der Makel im Gesicht brachte ihn auf die Idee, mehr aus sich herauszuholen, Humor, Geist, Witz. Weshalb er seither alle seine pickelfreien Kollegen in den Schatten stellt. Pickel als biographischer Standortvorteil.

Der Mangel als Stimulus. Angeblich nutzen kleinwüchsige Männer – siehe Napoleon, siehe Lenin – ihr Potenzial radikaler. Kleinheit als Stachel der Existenz. Das Verlangen des kleinen Mannes, ein Hüne zu werden. Und so weiter. Von solch psychodynamischen Antriebskräften aus irgendwelchen Handicaps ist heute fleissig die Rede. Wir sind so eindeutig auf Effizienz und Optimierung aus, dass uns das Störende nicht verstören, das Fehlerhafte nicht fehlen darf, nein, wir wollen beides toll finden, das Störende und das Fehlerhafte, allerdings als Mittel zum Zweck: der Makel als Produktivkraft, das Hässliche als Umweg zum Schönen, der Fehler als Sprungbrett zum Erfolg.

Diese Variante – Umdeuten ins Produktive – dominiert die Psychologie von Handicap und Scheitern. Wir reden so – um uns gerade umgekehrt zu verhalten. In der Praxis ist es heute beinahe ausgeschlossen, dass etwa ein Politiker einen Fehler eingesteht und danach den Kurs wechselt. Obwohl er genau damit Realitätssinn samt Führungskraft bezeugen würde. Tatsächlich muss, wer einen Fehler macht, seinen Hut nehmen. Als hätte sich Demokratie gegen totalitäre Systeme nicht gerade darum durchgesetzt, weil sie – anders als Ideologien – fehlertolerant, also jederzeit verbesserungsfähig und –willig ist. Akzeptiert Variante 1 (Pickel etc.) den Makel nur, weil er sozusagen über sich hinaus

wächst und etwas Makelloses hervorbringt, gibt Variante 2 (Politiker) dem Fehler keinen Pardon. Obwohl jeder Einzelne laufend Fehler macht, dulden wir gesellschaftlich keine: nicht beim Politiker (obwohl der vor keiner Laune der Wähler sicher ist), nicht bei der Chirurgin (als wäre sie ein Roboter), nicht beim Manager (obwohl er zwangsläufig Fehler riskiert, wo er innovativ handelt), nicht beim Chef der Schweizer Bundesbahnen (obwohl allein zwischen Zürich und Bern Tausende defektanfällige Weichen und Signale lauern), nicht bei der Psychiaterin (die einmal in siebzehn Jahren den falschen Häftling in den Urlaub entlässt). Überall erwarten wir pannenfreies Handeln – und falls eine Panne doch unterläuft, suspendieren wir am liebsten das irrtumsanfällige menschliche Urteil und verlangen zum Beispiel: Schluss mit Hafturlaub.

Trotzdem stimmen wir dem Slogan „Aus Fehler lernen“ zu, nur dass wir die Welt der Fehler endlich hinter uns sehen möchten, das Lernen dito, vor uns aber eine stolpersteinfreie Welt des Richtigen und Untadeligen. Je besser Zivilisation und Technik die klassischen Schicksalsschläge in Griff zu kriegen scheint, umso unsäglicher leiden wir an Debakeln, die bleiben. Wie konnte das passieren?, fragen wir ungläubig, wenn ein Kind in den Bach fällt. Wer hat versagt? Wo war das Geländer, wo die Polizei, wo war Gott? Subkutan beanspruchen wir ein Recht auf Unversehrtheit. Und erwarten, dass die Gesellschaft störungsfrei funktioniert wie eine Maschine, vom Verkehr über Bildung und Gesundheit bis zum glimpflichen Sterben.

Vielleicht schaffen wir es. Fragt sich nur, was wir dafür bezahlen wollen. Im Ameisenstaat gibt es keine Fehler, alles läuft maximal effizient, es gibt keine Leerläufe, keine Lohnschere, keine sexuelle Belästigung, kein Littering. Es gibt allerdings auch nichts zu lachen, nichts zu wählen, es gibt keine Freiheit, keine Individualität. Ist das der Preis der Fehlerlosigkeit? Ameisen sind so erfolgreich, weil sie total auf individuelle Bedürfnisse verzichten, zuallererst auf Sexualität, die delegieren sie an ihre Königin. Es gibt ältere Ameisenstämme, die

funktionieren noch nicht so rational, da ist jede Arbeiterin fruchtbar, jede versucht, Königin zu werden, sich fortzupflanzen. Die Folge: Dominanzkämpfe wie bei Affenhorden, permanente innere Konflikte, riskant für den Bestand der Kolonie. Die erreicht darum selten mehr als ein paar Dutzend Tiere.

Was wollen wir? Uns individuell aufgeben – dafür funktionieren wie ein Ameisenstaat? An unserer individuellen Freiheit festhalten – zum Preis dauernden Stolperns, von Konflikt zu Konflikt? Am liebsten beides, klar. Perfekt wie eine Maschine, verrückt wie ein Mensch. Störungsfreie Maschine oder Störfall Mensch? So lautet aktuell die Leitfrage der Digitalisierung. Am Beispiel Mobilität lässt sie sich anschaulich klären: Störungsfrei läuft Mobilität erst, wenn wir den ewigen Störfall Mensch aus dem Verkehr ziehen; also selbstfahrende Autos, Algorithmen, die Routen und Tempi bestimmen, alles eine Frage der Datenmenge, die schafft kein Menschenhirn, der Computer schon, und so könnte, digital gesteuert, der Verkehr künftig unfallfrei und staulos dahin gleiten. Der Preis: Der Mensch hat das Steuer nicht mehr in der Hand, das Gaspedal dito, er hört auf, Pilot zu sein, er wird zum Passagier im reibungslosen System, durchaus nicht unangenehm, er kann sich mit anderem beschäftigen, der Playstation, dem Whisky, der Zeitung, und kommt doch akkurat an sein Ziel.

Digital versus analog verhält sich wie rational vs. irrtumsanfällig. Vernunft vs. Freiheit. Maschine vs. Mensch. Die Maschine macht keinen Fehler, sie weiss gar nicht, was ein Fehler ist, sie kann, was sie kann, perfekt, sonst kann sie nicht, begehrt sie nicht, vermisst sie nicht, nie träumt sie, nie ist sie enttäuscht, nie betrunken, müde, verliebt, abgelenkt, traurig, high. Der Mensch macht 1001 Fehler, weil er bei allem, was er tut oder unterlässt, stets noch anderswo ist. Darum hat er Fantasie, Melancholie, Träume, Geistesblitze, Abstürze ... Seltsam, dass immer mehr Leute sich fragen: Haben wir in diesem Status eine Chance gegen die Maschine? Macht der Roboter uns überflüssig? Holt künstliche Intelligenz den Menschen ein? Überholt sie uns gar? Warum sollte sie

das wollen?, kann ich da nur fragen. Die Maschine ist, wie gesagt, perfekt. Zum Menschen aufschliessen hiesse: unperfekt werden, störungsanfällig, zwiespältig, zweifelnd, leidenschaftlich übers Ziel hinaus schiessend. Dank schlauer Software kann eine Maschine natürlich so tun, als ob, doch das wäre dann ziemlich lachhaft – etwa so lachhaft, wie wenn Menschen so tun, als wären sie perfekt. Sie wirken gerade dann wie Idioten, wie Roboter eben, denen ausser Programm nichts einfällt, denen nichts misslingt. Speziell menschlich ist, was Stan Wawrinka auf den Unterarm tätowieren liess: „Immer versucht. Immer gescheitert. Egal. Versuch es wieder. Scheitere wieder. Scheitere besser.“ Samuel Beckett. Die Römer nahmen es gelassener: Errare humanum est.

Das ging mir wieder auf, als ich an der Fussball-Europameisterschaft zusah, wie sich Franzosen und Schweizer im Fussball total verausgabten – um schliesslich 0:0 auseinander zu gehen. Ich wusste schlagartig: Fussball ist so beliebt, weil er das Urmenschliche zelebriert: das Scheitern. In einer Welt, die besessen ist von Effizienz und Perfektion, von Optimierung und Fortschritt, bietet sich Fussball an als grandiose Schule der Vergeblichkeit, als Fest stupender Ineffizienz, als Ritual typisch männlichen Verzichts auf Optimierung. Wer nicht genau hinsieht, denkt gern, es werde permanent aufs Tor geballert. Man glaubt, das sei Sinn und Zweck des Spiels. Passiert aber extrem selten. Im besagten Spiel gegen Frankreich stürmten die Schweizer heldenmässig, schossen genau ein Mal aufs Tor. Ein einziges Mal – und daneben. Und wurden danach gross gelobt – für all die Angriffe, die unterwegs stecken blieben, für all die zwecklosen 70-Meter-Spurts, für knochenharte Zweikämpfe, für die monströse vergebliche Mühe.

In einer Welt der Glattheit und Perfektion wird Scheitern zum Fluchtpunkt unserer Wünsche. Warum sonst werden Jeans zerrissen produziert? Soll nach Riss im Lebenslauf, nach gelebtem Leben aussehen. Warum zieht Fussball die Massen an, obwohl fast alle Spielzüge scheitern? Darum. Subkutan wissen wir: Das Glück kommt nicht durch Makellosigkeit und maschinenhaftes Gelingen ins

Leben, es zwingt sich durch die Risse, die Lücken, taucht auf aus der Vergeblichkeit menschlicher Provokation des Zufalls. Fussballer sind exemplarisch, was wir alle sind: späte Enkel des Sisyphus. Im „Mythus von Sisyphus“ von Albert Camus heisst der letzte Satz: „Wir müssen uns aber Sisyphus als einen glücklichen Menschen vorstellen.“ Glücklich? Weil er den Stein zu seiner Sache macht, im eigenen Auftrag am Berg unterwegs ist. Wie Fussballer, die auf dem Feld des notorischen Scheiterns den Ball noch raffinierter treten, noch schlauer, noch schneller. Als glückliche Rolling Stones.

Reichen diese Überlegungen zur Rehabilitation von Fehlern und Pannen? Theoretisch durchaus: Das Leben ist – wie Fussball – Trial and Error, Versuch und Scheitern, Anlauf und Stolpern. Das Bemühen, das Leben von Störung zu säubern, legt das Leben still. Es ist wie auf der Bühne: Das Drama – Kabale und Liebe, Der zerbrochene Krug, Cocktail für eine Leiche – lebt von der Dissonanz; reinigen wir Liebe von Kabale, Krug vom Bruch, Cocktail von der Leiche, dann fällt der Vorhang, die Spannung ist weg, das Stück ist aus, Ende.

Dito im wirklichen Leben. Die Sehnsucht nach Störungsfreiheit treibt ihm jede Dramatik aus – und das heisst: jeden Sinn. Statt Dramatik übernimmt Kontrolle. Es gibt bereits 150 000 Apps, mit denen wir alles in und an unseren Körper messen, vermessen, korrigieren, justieren können – damit wir ja keinen Fehler machen, der unsere irdische Aufenthaltsdauer verkürzen könnte. Der Mensch, einst Welteneroberer, wird zum Buchhalter seiner biologischen Daten. Und Google steckt Hunderte vom Millionen in das Projekt „Calico“, da erforschen Topleute aus Medizin und Biochemie nichts weniger als das ewige Leben. Krebsforschung sei Peanuts, sagt Google-Boss Larry Page, bringe bestenfalls vier, fünf Jahre. Er bekämpft den Tod. Für Fehlerexorzisten ist der Tod der Kardinalfehler aller menschlicher Existenz. Gegen ihn tritt „Calico“ an, mit der Idee: Aus den enormen Daten, die Google über kranke wie gesunde Menschen speichert, lasse sich herausdestillieren, wie und wann und warum das Leben

irgendwann dem Tod nachgibt. Längst kann eine Kontaktlinse meinen Blutzucker überwachen, die Smart Watch mein tägliches Bewegungssoll registrieren. Vom Überwachen zum Anleiten ist ein kleiner Schritt. Schlaue Algorithmen wissen nicht nur jederzeit präzise, was mit mir los ist (Stoffwechsel, Koronargefäße etc.), sie wissen überdies, was gut ist für mich (Bewegung, Pille, Ruhe, Doping, Askese etc.), was schlecht (Fett, Whisky, Zigarre, Crème brûlée etc.). Da sieht dann unser sogenannt freier Wille steinalt aus; die Datenmenge, auf die er seine Entscheide stützt, ist erbärmlich dünn. Die Rationalität der Schlüsse, die er daraus zieht, ist bedenklich schwach. Kein Wunder, urteilt doch dieser Wille nie objektiv, er hängt selber drin, mit Fleisch und Blut, mit Sentiment und Leidenschaft, mit Furcht und Hoffnung, meist weit weg von Ewigkeitstauglichkeitskalküls. Er lebt jetzt, er will jetzt etwas erleben, etwas bewegen, entdecken, sich verausgaben, die Nacht durchtanzen, will rauchen, Whisky trinken. Lauter Fehler provozierende, lebensverkürzende Tollheiten.

Doch muss ich stets gut finden, was meinem Chassis langfristig gut tut? Bringt das etwas? Mal eine Aufregung? Vergiss es, meldet sich der diensthabende Algorithmus, Aufregung kann tödlich sein. Okay, aber gibt es in diesem perfekt funktionierenden Körperleben noch ein seelisches Kerngehäuse, in dem ich vorkomme, ich, der ewig zwiespältige Mensch, der leibhafte Zwischenfall, der irgendwo zwischen dem Geistigen von oben und dem Animalischen von unten hängt? Ich bin dieser Zwischenfall, also ewig unperfekt – oder ich bin gar nichts. Nur weil ich nicht alle Tassen im Schrank habe, träume ich, bin angefressen von einer Idee, will ein intensives Leben, vielleicht ein poetisches. Weil ich weiss, dass ich endlich bin. Endlichkeit, das Generalärgernis der Perfektheitsfreaks, ist der Stachel aller Existenz, der Basso continuo jeder dramatischen Lebensoper.

„Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt, der lasse sich begraben.“ Goethe, unverkennbar. Aber richtet dieses Lieben und Irren nicht unsäglich viele

Debakel an? Doch. Diese speziell menschliche Freiheit, dieses voran Stolpern und Losrennen, ist nie ohne Risiko zu haben. Eine Freiheit, die nicht prekär scheitern kann, ist gar keine. Darum steht sie in diesen wackeligen Zeiten – Terror, Europa in der Krise, die Schweiz eher müde – nicht hoch im Kurs, klar abgehängt hinter Sicherheit. Mit Sicherheit weniger Freiheit – im Zweifelsfall gilt Sicherheit statt Freiheit.

Aldous Huxley hat das vor 70 Jahren mal durchgedacht. In seinem Roman „Schöne neue Welt“ schildert er eine futuristische Gesellschaft, die sich für Sicherheit und Glück, also gegen Freiheit entschieden hat. Der Weltsicherheitsrat befand, Freiheit habe nichts als Debakel in die Welt gebracht, soziale Unruhe, individuelle Tragödien, Weltkriege. Also schaffte sie Freiheit ab – und organisierte das immerwährende störungsfreie Glück, mit Menschenzucht, Wohlfühlkinos, Sex à discrétion, Happy-Pille Soma. Zitat: „Die Welt ist jetzt im Gleichgewicht. Die Menschen sind glücklich, sie bekommen, was sie begehren, und sie begehren nichts, was sie nicht bekommen können. Es geht ihnen gut, sie sind geborgen, immer gesund, haben keine Angst vor dem Tod. Leidenschaft und Alter sind diesen Glücklichen unbekannt ...“

Komplette Sicherheit – vor typisch menschlichen Fehlern, Pannen, Debakeln – kommt nicht (wie in George Orwells „1984“) durch den Polizeistaat. Menschen müssen nicht eingesperrt werden, es genügt, sie im Happy-Modus zu halten. Sind ihre Bedürfnisse gesättigt, spüren sie. Fühlen sie sich sicher, sind sie total harmlos. Wozu also Freiheit, wenn das Leben ohne sie sicherer ist? In Huxleys Roman taucht „der Wilde“ auf, rebelliert gegen die Glücks-Diktatur. Im Gespräch mit dem Weltaufsichtsrat Mannesmann wird die Alternative deutlich:

„Ich will Freiheit“, sagt der Wilde.

„Wir nicht“, versetzt der Aufsichtsrat, „uns ist Bequemlichkeit lieber.“

„Ich brauche keine Bequemlichkeit. Ich will Gott, ich will Poesie, ich will wirkliche Gefahren und Freiheit und Tugend. Ich will Sünde.“

„Kurzum“, sagt der Weltaufsichtsrat. „Sie fordern das Recht auf Unglück.“
„Gut denn“, erwidert der Wilde, „ich fordere das Recht auf Unglück.“

Braucht das noch eine ausführliche Konklusion? Dass eine Gesellschaft, die alles Scheitern präventiv verhindern will, erst recht scheitert, leuchtet unmittelbar ein. Unter irdischen, also evolutionären Bedingungen gilt: Entweder wir werden besser, oder andere werden besser als wir. Die Konsequenz: Wer nichts riskiert, geht das Höchstisiko ein. Das „Recht auf Unglück“ jedoch, das scheint eine eher private Angelegenheit zu sein. Auf den ersten Blick nicht jedermanns Sache. Und doch rettet mich die Möglichkeit des Unglücks aus der Krake „Sicherheit“, die meine Freiheitsimpulse bis zur Unschädlichkeit entschärft, meine Existenz auf die Schwundstufe „reibunglos“ herunter bagatellisiert. Gleichzeitig ist das Recht auf Unglück die Bedingung einer freiheitlichen Gesellschaft, die – via Trial & Error – die Evolutionsleiter hinan stolpert, statt warmangezogen auf der vorgefundenen Sprosse sitzen zu bleiben, bis sie einbricht.

Ludwig Hasler, Publizist und Philosoph, schützt sich gern vor dem Scheitern, indem er es provoziert – durch Doppelrollen: der Leichtathlet studierte Physik und Altgriechisch, der Philosophiedozent arbeitete als Chefredaktor, der Publizist ist als Vortragstourist gefragt.